

Bericht eines Volunteers: Mein Besuch im Hope Project Nizamuddin

Ich heiße Johanna Kittel, bin neunzehn Jahre alt und komme aus Nürnberg. Jahr für Jahr habe ich als Kind im Zenith Sufi Camp Erzählungen vom Hope Project in Neu-Delhi gehört und sogar zwei Mitarbeitende aus der Organisation kennengelernt. Irgendwann wollte ich endlich selbst sehen, wovon da die Rede war. Im Herbst nach meinem Abitur ergriff ich endlich die Möglichkeit, nach Indien zu reisen und die Organisation in Neu-Delhi sieben Wochen lang zu besuchen.

Das Hope Project ist ein Sozialprojekt im Stadtviertel Nizamuddini. Eine NGO mitten in der Basti, die Gesundheit und Bildung für diejenigen bietet, die sie am nötigsten brauchen. Ich wurde hineingeworfen in eines der bevölkerungsreichsten Stadtviertel Delhis, in welchem sogar Google Maps die Orientierung verliert.

Meine sieben Wochen verbrachte ich überwiegend im Schulbereich des Projekts.

Was für ein belebtes Haus!

Bei meiner Ankunft bekam ich erst einmal eine Führung. Das ganze Gebäude ist voller Kinder und Jugendlicher; von der Krippe mit den Jüngsten bis zu den Abschlussklassen, in denen die Jugendlichen auf ihren Schulabschluss hinarbeiten. Im Erdgeschoss haben außerdem die Selbsthilfegruppen für Frauen einen eigenen Raum, und im Keller sind die Ausbildungsräume für Schneiderei und Kosmetik. Im Gebäude nebenan befindet sich der medizinische Bereich mit Behandlungsräumen und einem immer gut gefüllten Wartezimmer.

Ich besuchte verschiedene Bereiche, zum einen den Kindergarten, hospitierte aber vor allem in Schulklassen. Sprachlich gab es natürlich so einige Verständigungsprobleme. Mit Jüngeren lief die Kommunikation deshalb über Pantomime, mit den Älteren über Englisch, Google Translate und ein paar Brocken Urdu, die ich mir aneignete. Dabei lernte ich ein paar Worte besonders schnell: „baith jao“ für „setz dich hin“, „paani piyo“ für „Wasser trinken“ oder „cup hojao“ für „ruhe jetzt!“.



Spielerunde: wer baut den höchsten Papierturm?

Insgesamt war ich vor allem in den Klassen von Ruby und Farozina unterwegs. Bei Unterrichtsausfall, wenn die Lehrer:innen keine Zeit für Vertretung hatten, sprang ich quasi als Vertretung ein. In der siebten Klasse ging es vor allem um Austausch mit den Schülerinnen. Die Kinder waren neugierig wo ich herkomme, wir kamen ins Gespräch, sangen Lieder und falteten Kraniche zusammen.

In der Quereinsteiger-Klasse, die für Kinder gedacht ist, die ganz neu ins Schulsystem

einsteigen, sah es anders aus. Für diese Kinder habe ich zusammen mit Adeeb, einem Praktikanten, jeden Mittag einfaches Grundlagen-Englisch angeboten. Nach ein paar Wochen freuten wir uns sehr, als die Kinder neben „Hello, my name is ...“ auch endlich ihre Hobbies aufzählen und Körperteile benennen konnten.



In der Pre-Entry Class

Mein Lieblingsort wurde schnell der Computerraum. Er ist klimatisiert, mit Luftfilter ausgestattet, und es war immer was los. Schüler:innen warteten auf den Unterricht, Gäste schauten vorbei, die Lehrer:innen verbrachten ihre Chai-Pausen. Und dort hat auch Masoom Ansari sein Büro, der Freiwilligenkoordinator und Computerlehrer, der mich sehr herzlich empfangen hat.

Besonders der Computerunterricht hat mich sehr erstaunt. Die Jugendlichen sind nach ein paar Monaten Training mit Excel weit über dem Niveau, das ich aus dem deutschen Schulsystem kenne. Mit ihren Kenntnissen können sie danach z.B. in der Buchhaltung Arbeit finden.

Am meisten berührt haben mich all die Gespräche im Computerraum. Eines werde ich nicht vergessen. Ein Mädchen aus der Abschlussklasse wartete auf ihren Geschichtslehrer. Beim Smalltalk stellten wir fest, dass wir gleichalt waren, beide neunzehn Jahre alt. Ich erzählte, dass ich wahrscheinlich bald studieren würde. Sie erzählte, dass sie das auch unbedingt möchte, aber ihre Eltern planen, sie bald zu verheiraten, ihr bleiben höchstens noch zwei Jahre. Sonst gelingt es mir meistens, mich innerlich von den Geschichten der Schüler:innen zu distanzieren, diesmal aber nicht. Der einzige Unterschied zwischen uns war der Ort, an dem wir geboren wurden, und wie sehr das unsere Zukunft bestimmt.



Die siebte Klasse präsentiert stolz ihre Origami-Kraniche

Alltag in der Basti

Am Anfang war ich ziemlich naiv. Ich hatte tatsächlich erwartet, irgendwo einen Supermarkt zu entdecken. Nach ein paar Tagen war mir dann klar, den würde ich nicht finden, und ich musste mich daran gewöhnen, an verschiedenen Ständen einzukaufen. Schnell wurde das aber zu einer meiner liebsten Beschäftigungen. Durch die Straßen und Gassen laufen, an unterschiedlichen Ständen stöbern, und nach den vielen unbekannten Gemüse- und Obstsorten Ausschau halten. Ein Dank geht dabei raus an Google Lens, es hat mir mehr als einmal erklärt, wie man das jeweilige Gemüse überhaupt zubereitet.



In der Basti

Bald fand ich auch meinen zweiten Lieblingsort, direkt neben dem Projekt: die Dargah von Hazrat Inayat Khan. Eine kleine Oase mitten im Trubel des Bastis, in der ich immer wieder zur Ruhe kam.

Nach und nach fand ich so meinen Platz im Projekt, in der Stadt, entdeckte Lieblingsorte und die besten Einkaufsstände. Ich lernte die Kinder, Kollegen und Nachbarn kennen und befreundete mich mit dem anderen Praktikanten. Dabei waren die Menschen um mich herum unglaublich geduldig, erklärten mir alles so gut es ging auf Englisch oder mit Pantomimen, da ich ja nicht Urdu sprach. Sie waren nachsichtig, wenn ich mich nicht immer an indische Regeln und Gepflogenheiten hielt, die für mich ja alle neu waren.



Ein Blick aus dem Fenster

Was bleibt

Zurück in Deutschland denke ich noch oft an all die Schüler:innen im Projekt und an die Basti Nizamuddin mit all ihren verwinkelten Straßen und Gassen. Ich vermisse sehr das fünfmal am Tag Chai-trinken, die entspannte Grundeinstellung vieler Inder:innen im Alltag.

Bei meinem Besuch habe ich mit der Zeit immer mehr verstehen können, wie die Bereiche funktionieren und was das Hope Projekt alles schafft. Ich habe Alumni des Projekts kennengelernt, die mittlerweile studieren oder durch die Berufsausbildung eine Arbeit finden konnten. Und ich habe Kinder kennengelernt, denen das Hope Project als „safe space“ dient bei prekären Lebensverhältnissen und bei häuslicher Gewalt.

Ich hoffe sehr, dass auch von diesen Kindern viele ihren Schulabschluss schaffen und eines Tages sogar an einer Hochschule studieren werden. Aber auch jene, die keinen Schulabschluss machen werden, können hoffentlich alle sehr viel aus ihrer Zeit im Hope Project für ihr weiteres Leben mitnehmen.

Johanna Kittel, Sept. 2026